

Andreas Giger, geboren 1951, lebt und arbeitet als freier Zukunfts-Philosoph, Sozialforscher, Autor und Fotograf im appenzellischen Wald AR. Im Emons Verlag erschienen «Eine Leiche in der Bleiche», «Mord im Nord» und «Leichenraub mit Eichenlaub».

www.gigerheimat.ch

www.appenzellerkrimi.ch

www.spirit.ch

ANDREAS GIGER

Rosenrot ist mausetot

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Die Firma Spross und ihre Chefin gibt es zwar tatsächlich, doch auch sie treten wie alle anderen Figuren und Geschichten in diesem Kriminalroman ausschliesslich als Geschöpfe meiner Phantasie auf.

emons:

*Ein Garten ist, wie eine menschliche Beziehung,
zu hegen und zu pflegen,
er braucht Liebe, Zuspruch
und Vertrauen, Zuwendung und Leidenschaft
– er will kultiviert sein!*

*Wer gärt, entdeckt die wesentlichen Werte des Menschseins
und den Rhythmus des Lebens.*

Gabriella Pape

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: photocase.de/mimikry.ch

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-95451-142-6

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmässig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Mitternachtsgewitter

*Wenn in hingebungsvoll gepflegten Gärten
Gärtner nichts Unerwünschtes am falschen
Platz wachsen lassen, kann es passieren,
dass an anderem Platz das Unerwünschte
spontan ins Kraut schießt.*

Christa Schyboll

Der mitternächtliche Himmel hatte sich rasch bezogen. Noch als ich, Franz Eugster, im Dorf Wald aus dem letzten nachts fahrenden Postauto gestiegen war, hatte er sich sternenklar präsentiert. Dennoch wäre mir das zu wenig Licht für die normale Route zu meinem Häuschen oben auf dem Tannenhügel gewesen, denn die führt stellenweise durch den Wald, und da war es mir ganz einfach zu finster. Deshalb hatte ich die etwas weitere, aber immer offen daliegende Route dem Strässchen entlang gewählt, das vom Dorf am Landgasthof Hirschen vorbei in Richtung Grund und Tanne führt. Von dort kann ich den letzten Teil des Weges durch die Wiesen hinaufstapfen.

Jetzt aber zogen in schneller Folge dunkle Wolken vom Alpstein her in Richtung Bodensee. Wenn ich meinen Blick nach rechts zum Säntis wandte, konnte ich schon heftiges Wetterleuchten sehen. Noch aber war kein Donnern zu hören. Nur die Glocken einer Rinderherde, die auf der Wiese am Wegesrand graste, störten die nächtliche Stille. Dem hellen und hohen Glockenklang nach zu schliessen, handelte es sich um Kälber. Die Glocken von Mutterkühen klingen wesentlich dunkler und tiefer, weil sie grösser sind.

Wieder einmal wunderte ich mich darüber, wie die Kühe dieses permanente Bimmeln eigentlich aushalten. Bei Menschen hätte man längst irgendwelche Lärmschutzparagrafen bemüht, um diesen Lärm zu stoppen. Nur um das Gehör der armen Kühe kümmerte sich keiner. Wobei, so arm waren sie gar nicht dran. Wie ich im spärlicher werdenden Licht gerade noch erkennen

konnte, lagen einige am Boden und waren mit Wiederkäuen beschäftigt. Und das hatte ich mir immer schon als sehr angenehmen Gemütszustand vorgestellt.

Natürlich konnte ich mir das nicht wirklich vorstellen. Mein lange vorhandener Wunsch, mich mal für eine Stunde in das eine oder andere Tier hineinversetzen zu können, wird wohl nie realisiert werden. Also muss ich mich mit meiner Phantasie behelfen und versuchen mir vorzustellen, wie es wäre, wenn mein innerer Beobachter, der nicht nur registriert, was in der Aussenwelt vor sich geht, sondern auch das, was sich im eigenen Bewusstsein abspielt, wahrnehmen könnte, was zum Beispiel in einer wiederkäuenden Kuh abgeht.

Ich denke, sie ist sehr zufrieden. Sie weiss, dass sie für einige Zeit genug Gras gefressen hat und sich jetzt gemütlich auf den Boden fläzen kann, mit nichts anderem beschäftigt, als das schon gefressene Gras mit langsam mahlendem Gebiss noch einmal zu zerkleinern. Ich male mir das als sehr kontemplativen Bewusstseinszustand aus.

So in der bodenständigen Gedankenwelt einer noch zu schreibenden Hirten-Philosophie versunken, näherte ich mich dem Hirschen. Dort war keinerlei Licht zu sehen, was mich nicht weiter verwunderte. Erstens gab es dort zu mitternächtlicher Stunde schon lange nur noch höchst selten Gäste, und zweitens war heute Ruhetag. Nur in der Wohnung über dem Saal, die seit Jahren von einem deutschen Kelten-Forscher gemietet wurde, war öfters zu später Stunde Licht zu sehen, doch jetzt lag auch sie im Dunklen. Entweder war ihr Bewohner ausnahmsweise früher zu Bett gegangen, oder er war gar nicht da, weil unterwegs auf einer seiner häufigen Reisen.

Da ich nicht erwartete, dass vom Hirschen selbst ein Licht ausging, dachte ich zunächst, es handle sich um die Spiegelung des Wetterleuchtens in den Fensterscheiben. Dann wurde ich stutzig, denn das Licht zeigte sich nur in zwei Fenstern. Es waren die zum Dorf gerichteten Fenster von einem der beiden unter dem Saal liegenden Gästezimmer des Hirschen. Da ich dort immer wieder mal Gäste unterbringe, kannte ich das Innere dieses Zimmers. Je näher ich kam, desto deutlicher wurde, dass in diesem Zimmer ein Licht brannte.

Da der Hirschen immer wieder auch an seinen Ruhetagen Übernachtungsgäste beherbergt, war das nicht weiter verwunderlich. Nur die Art des Lichts stimmte nicht. Da brannte offenkundig weder eine Decken- noch eine Nachttischlampe. Vielmehr handelte es sich um einen dünnen, aber scharfen Lichtstrahl, der im Zimmer herumzuwandern schien.

Während ich noch sinnierte, warum ein Gast sein Zimmer mit einer Taschenlampe ausleuchtet, hörte ich einen scharfen Knall. Der hatte nichts mit dem sich nähernden Gewitter zu tun, sondern kam offenkundig aus dem eben noch so seltsam beleuchteten Gästezimmer des Hirschen. Jetzt jedoch herrschte dort wieder Dunkelheit.

Ich beschleunigte meine ohnehin schon rasanten Schritte noch mehr, um der Sache auf den Grund zu gehen, doch ich war zu spät. Mehr als eine schattenhafte Gestalt in dunkler Kleidung, die den Wiesenhang hinabrannte, um rasch im nahen Wald unterzutauchen, sah ich nicht mehr. An eine Verfolgung war nicht zu denken, zumal der erste Gewitterregen einsetzte.

Was sollte ich jetzt tun? Einfach so in die Privatsphäre eines Hotelgasts einzudringen, ging ja eigentlich nicht. Andererseits deuteten der Knall und die offensichtliche Flucht einer verdächtigen Gestalt darauf hin, dass da etwas ganz und gar nicht in Ordnung war. Getrieben von einer Mischung aus hehren ritterlichen Absichten und purer Neugier beschloss ich nachzusehen.

Zum Glück konnte ich mein iPhone auch als Taschenlampe benutzen. Viel Licht spendete das Ding in der jetzt immer undurchdringlicher werdenden Dunkelheit zwar nicht, doch es reichte aus, um den Weg um die Hausecke herum zu finden. Dort hatte das fragliche Zimmer, wie ich wusste, einen kleinen Balkon, von dem man das auf der gegenüberliegenden Talseite gelegene Nachbardorf Rehetobel sehen kann.

Unter dem Balkon, dessen Brüstung vielleicht zweieinhalb Meter über dem Boden ihren oberen Rand hatte, war ein Spaltstock platziert, ein Stück Baumstamm, auf dem man üblicherweise Holz hackt. Jetzt aber diente er eher als Trittleiter, über die man auf den Balkon gelangen konnte. Messerscharf schloss ich,

der vermutete Eindringling hätte wohl den Spaltstock zu diesem Zweck benutzt.

Im Zimmer war es noch immer dunkel und still. Erst leise, dann lauter, versuchte ich mich bemerkbar zu machen. Keine Reaktion. Zunehmend beunruhigt beschloss ich deshalb, denselben Weg wie der Einbrecher zu gehen, und stand nach kleiner Kletterei tatsächlich auf dem Balkon. Ich versuchte, in das Zimmer hineinzuleuchten, doch ausser der Spiegelung auf dem Fensterglas konnte ich nichts erkennen.

Ich bemerkte, dass die Balkontür halb offen stand. Es war heiss gewesen an diesem Tag, und der Gast wollte sich wohl etwas Kühlung verschaffen, was der Einbrecher genutzt haben dürfte. Ich klopfte und rief noch ein paarmal, wieder ohne Ergebnis. Dann schob ich die Balkontür vorsichtig ganz auf und leuchtete ins Zimmer. In diesem Moment zuckte ganz in der Nähe ein Blitz vom Himmel und erleuchtete das Zimmer fast taghell, unmittelbar gefolgt von einem gewaltigen Donnerkrachen.

Blitz und Donner können mich im Allgemeinen nicht erschrecken. Das tat dafür der Anblick umso mehr, der sich mir zunächst im hellen Blitzlicht und darauf wieder im spärlicheren Schein meines iPhones bot. Auf der näher zum Balkon hin liegenden Hälfte des Doppelbetts lag eine Gestalt. Unbeweglich. Was nicht weiter erstaunlich war, floss doch aus einer Wunde in der Brust noch immer ziemlich heftig Blut.

Als Angehöriger der schreibenden Zunft verfüge ich weder über Kenntnisse in Medizin noch über solche in Kriminalistik, doch hier war der Fall sonnenklar: Da lag eine Erschossene in ihrem Blute. Und zu helfen war ihr nicht mehr.

Noch mehr erschrak ich, als ich ein paar Schritte näher zum Bett trat, um das erstaunlich friedliche Gesicht der Toten zu betrachten. Vor Erstarrung war ich kaum fähig, mein Handy auf Telefon-Modus zu schalten und die mir mittlerweile sattsam bekannte Nummer der Polizei zu wählen.

Mitten in der Nacht wirkte der Trupp der in blütenweisse Overalls samt Kapuze gehüllten Spurensicherer noch bizarrer als sonst. Angestrahlt von starken Scheinwerfern bewegten sie sich

im Zimmer und draussen, wobei schnell klar wurde, dass dort nichts zu finden sein würde. Zu heftig war der Gewitterregen gewesen, der längst wieder dem hier auf dem Land besonders gut sichtbaren Sternenhimmel gewichen war, als dass man noch irgendeine brauchbare Spur zu finden hoffen konnte.

Karl Abderhalden, Chef der Kriminalpolizei des Kantons Appenzell Ausserrhoden, hatte bei seinem Eintreffen etwas von «der über Leichen stolpert» gemurmelt. Und es hatte nicht sehr erfreut geklungen, was ich ihm trotz unseres freundschaftlichen Verhältnisses nicht übel nehmen konnte. Tatsächlich war es jetzt schon das vierte Mal, dass ich eine Leiche gefunden und ihm damit viel Arbeit verschafft hatte. So was mag niemand, und ich muss gestehen, dass mir diese Serie langsam auch unheimlich wurde. Ich meine, es gibt doch angenehmere Bestimmungen des Schicksals, als ständig über Leichen zu stolpern. Das Blöde an solchen Bestimmungen ist, dass man sie sich nicht aussuchen kann.

Zeit für solche Gedankengänge hatte ich genug. Noch war ich nicht entlassen. Als Tatverdächtiger galt ich nicht, obwohl Karls Assistent einen Verdacht in dieser Richtung geäussert hatte. Karl hatte mit dem Verweis, dass ich als Täter wohl kaum sofort die Polizei alarmiert hätte, abgewinkt. Auf ihn wirke meine Erklärung, warum ich zu später Stunde noch draussen unterwegs gewesen war, plausibel.

Tatsächlich war ich bei meiner Lebensgefährtin Adelina gewesen, die ihre eigene Wohnung in der Altstadt von St. Gallen hat. Und weil sie am anderen Morgen sehr früh rausmusste und ich gedanklich ebenfalls stark von einem aktuellen Schreib-Projekt beansprucht war, hatte ich beschlossen, zu Hause zu schlafen und davor einen schönen sommernächtlichen Spaziergang zu geniessen. Von einem nahenden Gewitter hatte ich in jenem Moment keine Ahnung.

Ich war noch als Zeuge gefragt, wobei ich zu meinem eigenen Leidwesen nicht viel Brauchbares beitragen konnte. Nicht mal, ob es sich bei der flüchtenden Gestalt um einen Mann oder eine Frau gehandelt hatte, vermochte ich zu sagen. Immerhin konnte ich die genaue Tatzeit angeben, doch das half auch nicht weiter.

Zudem brauchte man noch meine Fingerabdrücke. Als eifriger Krimi-Leser und -Gucker wusste ich zwar, dass man an einem Tatort nichts anfassen durfte, und hatte deshalb ein Taschentuch benutzt, um die Balkontür ganz aufzustossen, und drinnen hatte ich auch nichts angefasst. Trotzdem – man wusste ja nie.

Mittlerweile war auch Walter eingetroffen, der Wirt des Hirschens. Wie meistens an den Ruhetagen hatte er die Nacht im benachbarten Heiden bei seiner Frau verbracht. Dass er einen Gast hatte, änderte an dieser Gewohnheit nichts, er kam frühmorgens einfach rechtzeitig zurück, um das Frühstück zu bereiten. Jetzt allerdings hatte man ihn mitten in der Nacht aus dem Bett geholt. Reichlich zerknittert gab er Auskunft. Ja, das sei das einzige belegte Zimmer gewesen, andere Gäste habe es in dieser Nacht nicht gegeben. Und ja, dieser Gast sei schon ein paarmal da gewesen, weil er hier einen besonderen Weit- und Überblick habe. Deswegen habe er auch keinerlei Bedenken gehabt, ihn dieses Mal allein im Haus zu lassen, das sei schon ein paarmal der Fall gewesen. Probleme gab es nie.

Den Namen des Gastes kannte die Polizei. Sie hatte ihn anhand der Identitätskarte festgestellt: Dr. Graziella Rosengarten. Der Ausweis war in ihrer Handtasche gewesen, die man neben Reisegepäck für ein paar Tage im Zimmer gefunden hatte.

Nicht gefunden wurden hingegen Handy oder Laptop. Das wiederum bekam Walter, der Wirt, mit, und wunderte sich: Nicht zuletzt wegen dieser Rosengarten habe er vor einiger Zeit in den beiden moderneren Zimmern WLAN installieren lassen, denn sie hätte ihm klargemacht, dass es das heute einfach brauche, und gleichzeitig mehr oder weniger unverblümt damit gedroht, nicht wiederzukommen, wenn sie sich in ihrem gewohnten Zimmer nicht ins Internet einloggen könne.

Somit war es höchst wahrscheinlich, dass das Mordopfer einen Laptop dabeigehabt hatte, ebenso wahrscheinlich ein Handy. Da beides verschwunden blieb, gab es nur einen Schluss. Der Mörder – oder die Mörderin – musste beides mitgenommen haben.

Als meine Fingerabdrücke im mobilen Kasten waren, schaute

Karl mich intensiv an und sagte mir auf den Kopf zu, ich würde ihm etwas verschweigen. Er kenne mich gut genug, um zu wissen, wann ich mehr wüsste, als ich sagte. Worauf ich mit der Sprache herausrückte: Ja, ich kannte die Tote.

Von: info@aceraceae.biz
Betreff: Liegenschafts Kauf
Datum: 12. Juni 11:32:44 MEZ
An: direktion@spross.com

Sehr geehrte Frau Spross Döbeli

Hiermit möchte ich in aller Form ankündigen, dass ich vorhabe, Ihren Liegenschaftskomplex an der Karpatenstrasse in Zürich käuflich zu erwerben.

Mir ist bewusst, dass es nicht zu den Gepflogenheiten Ihres Unternehmens gehört, den eigenen Liegenschaftsbesitz zu veräussern. In diesem Fall werden Sie eine Ausnahme machen.

Es ist nur eine Frage der Zeit. Sie haben, mit Verlaub gesagt, genau zwei Möglichkeiten. Entweder entschliessen Sie sich sofort zum Verkauf – dann soll es Ihr Schaden nicht sein, Sie werden einen sehr angemessenen Verkaufspreis erzielen.

Oder Sie lassen sich erst nach und nach überzeugen, wenn meine Argumente an Schlagkraft gewinnen werden. Das dürfen Sie durchaus wörtlich nehmen. Und je überzeugender meine Botschaften werden müssen, desto tiefer wird natürlich auch der Preis.

Wenn Sie sich zum Verkauf entschlossen haben, können Sie mich leicht erreichen: Rufen Sie einfach die Lokalredaktion des «Tages-Anzeigers» an und erklären Sie sich bereit, eines Ihrer raren Interviews zu geben. Man wird dieses Angebot liebend gerne annehmen. Sorgen Sie im Gespräch dafür, dass Ihr Liegenschaftsbesitz angesprochen wird. Erklären Sie, schon aus Traditionsgründen sei das Prinzip, keine Liegenschaften wegzugeben, im Prinzip heilig, aber jedes Prinzip könne Ausnahmen haben.

Sobald ich diese Botschaft gelesen habe, werde ich mich in geeigneter Form mit Ihnen in Verbindung setzen, um die Modalitäten der Handänderung zu regeln.

Für den Fall, dass Sie Zweifel an der Ernsthaftigkeit meiner Absichten hegen sollten, verweise ich auf einen Refrain aus dem Song «Rosenrot» meiner Lieblingsband Rammstein. Diese Zeilen sind zu meinem Lebensmotto geworden:

*Sie will es und so ist es fein,
So war es und so wird es immer sein,
Sie will es und so ist es Brauch,
Was sie will, bekommt sie auch.*

Hochachtungsvoll
Aceraceae AG, Amanda Raggenbass

Rosenrot

*Tiefe Brunnen muss man graben,
Wenn man klares Wasser will,
Rosenrot oh Rosenrot,
Tiefe Wasser sind nicht still.*

Rammstein: Rosenrot

Einen plausiblen Grund dafür, warum ich meine Bekanntschaft mit Graziella Rosengarten zunächst verschwiegen hatte, konnte ich nicht anführen. Musste wohl der Schock gewesen sein. Karl war geneigt, mir zu glauben, sofern ich ihm sofort erzähle, was ich über das Mordopfer wusste.

Viel war das nicht, denn kennen war in diesem Fall eindeutig zu viel gesagt. Ich hatte sie genau einmal getroffen, und wir hatten uns dabei zwei Stunden lang angeregt unterhalten. Mehr war da nicht, obwohl ich gestehen muss, dass ich mir nach diesem Gespräch im Internet noch einige zusätzliche Hintergrundinformationen über Frau Rosengarten beschafft hatte.

Vielleicht war mein Schock dadurch verstärkt worden, dass der Ort, an dem sie zu Tode gekommen war, nur wenige Meter vom Schauplatz unseres damaligen Gesprächs entfernt lag. Obwohl es einige Wochen zurücklag, erinnerte ich mich daran, als ob es gestern gewesen wäre. Entsprechend plastisch war die Schilderung der damaligen Ereignisse, der Karl aufmerksam lauschte.

Es war ein frühsommerlich sonniger und warmer Sonntag gewesen. Ich war, wie immer an Sonntagen, an denen ich allein bin, von meinem Hügel ins Dorf gewandert, um mir die Sonntagszeitungen am Zeitungsautomat zu besorgen, von denen es glücklicherweise in meinem kleinen Dorf mehrere gibt, und befand mich auf dem Rückweg, der am Hirschen vorbeiführt.

Dortselbst erblickte ich auf einer Schiefertafel den Hinweis, heute sei einer der in mehrwöchigen Abständen stattfindenden

Brunch-Sonntage. Entgegen meinen sonstigen Gewohnheiten hatte ich diesmal keine ausreichenden Vorräte für das Wochenende besorgt, was auch daran liegen mochte, dass Adelina verreist war. Deshalb beschloss ich spontan, mich auf die Terrasse des Hirschen mit ihrer prächtigen Aussicht auf den Alpstein zu setzen und dort einen kleinen Brunch zu genießen.

Die Terrassenstühle waren gut besetzt. Sehr gut sogar. Mein herumschweifendes Auge fand gerade mal einen freien Stuhl. An einem Vierertisch waren zwei gegenüberliegende Stühle von einem Pärchen besetzt, das sich verliebt in die Augen schaute und keinen Blick für die Welt darum herum hatte. Und auf dem dritten Stuhl sass sie.

Ihr rotes Haar leuchtete in der mittäglichen Sonne wie ein flammender Rosenbusch, und auch sonst war sie kaum zu übersehen. Ich schätzte sie auf Anfang fünfzig, eine reife Schönheit, zu der mir spontan das Adjektiv *apart* einfiel. Selbst mir modischem Banausen fiel auf, dass sie für Ort und Anlass genau richtig angezogen war, dezent und elegant zugleich.

Ehe ich ob dieses unerwartet attraktiven Anblicks ganz zur Salzsäule erstarrte, betrat der Hirschen-Wirt Walter die Terrasse, für einmal in eine saubere weiße Schürze gekleidet. Er durchschaute die Situation sofort und führte mich zum freien Stuhl gegenüber der rothaarigen Schönheit. Er stellte sie als Frau Dr. Rosengarten vor, die den Hirschen als idealen Rückzugsort für ungestörtes Nachdenken und Schreiben entdeckt und schon ein paarmal für ein paar Tage ein Zimmer genommen habe. Ich wiederum, erklärte er ihr, wohne ganz in der Nähe und sei ihm wohlbekannt. Ob sie etwas dagegen habe, wenn ich den freien Stuhl bekäme?

Hatte sie nicht, und das Pärchen am Tisch war ohnehin voll und ganz mit sich selbst beschäftigt. Der Wirt hatte uns genügend Anknüpfungspunkte für ein Gespräch gegeben, das immer angeregter und intensiver wurde. Nach etwa zwei Stunden gab sie mir höflich zu verstehen, dass sie jetzt wieder Rückzug und Ruhe brauche, und so zog ich meiner Wege. Seitdem hatte ich sie weder getroffen noch mit ihr kommuniziert. Meine erste Begegnung mit Rosenrot war auch meine letzte gewesen. Wenn

man mal von meiner Auffindung ihrer Leiche absieht. Was man ja wohl kaum als Begegnung bezeichnen kann.

Karl bat mich, von philosophischen Abschweifungen Abstand zu nehmen und lieber zu erzählen, was ich über Frau Rosengarten wüsste. Und zu erklären, warum ich sie Rosenrot genannt hatte.

Ich tat ihm den Gefallen und begann mit einer Antwort auf seine erste Frage. Graziella Rosengarten war, oder, wie ich nun leider sagen müsse, war gewesen, eine weitherum bekannte und anerkannte Gartenarchitektin. Ihr Ruf, den sie mir ohne falsche Bescheidenheit schilderte, beruhte nicht nur auf der Gestaltung einiger als herausragend wahrgenommenen Gärten und Gartenlandschaften. Einer breiteren Öffentlichkeit war sie bekannt geworden, da sie nicht nur Gärten gestaltete, sondern über Gärten und das Gärtnern auch nachdachte und über ihre Erkenntnisse in einer leicht verständlichen und lockeren Sprache in Zeitungskolumnen und Gartenbüchern berichtete.

Beides durfte ich im persönlichen Gespräch geniessen, ihre bunten und vielfältigen Gedankengänge rund um das Thema Garten, ebenso wie ihre manchmal blumige, manchmal schnoddrige, niemals aber akademische Sprache. Wir redeten über die neue Popularität des Gärtnerns, ebenso wie über philosophische, soziologische, psychologische, ökonomische, kulturalanthropologische und weiss der Kuckuck was für welche Bezüge zum Gartenbau.

Als sich selbst diese hochgradig spannenden Themen für einen Moment erschöpft hatten, bat ich sie, mir eine persönliche Frage zu beantworten. Ihr Deutsch und eine gewisse Schnoddrigkeit klangen für mich nach Berliner Wurzeln. Ob das zutreffe?

Sie bejahte und erzählte – die Atmosphäre zwischen uns war mittlerweile recht vertrauensvoll geworden – einige Details aus ihrem Leben. Sie entstammte einer alten jüdischen Gelehrtenfamilie aus Berlin, der es gelungen war, rechtzeitig vor den Nazis nach England zu fliehen. Graziella, die ihren Vornamen einer nie ausgelebten Schwärmerei ihres Vaters für eine feurige Südländerin verdankte, war dort aufgewachsen und hatte im Mutterland der Gartenbaukunst studiert, ehe sie für einige Jahre nach Berlin

zurückzog, um dort Gärten zu gestalten und Studenten zu unterrichten.

Mit der Zeit war ihr das Leben in Berlin zu hektisch und zu anstrengend geworden. Auf der Suche nach einem etwas beschaulicheren Arbeits- und Lebensort war sie in Zürich gelandet, wo sie dank ihres Renommées bald einen Lehrauftrag an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, der ETH, angeboten bekam.

Eigene Gärten wollte sie nach wie vor gestalten, doch nicht mehr in der Rolle der selbstständigen Unternehmerin. Deshalb hatte sie einen Kooperationsvertrag mit der Spross AG, einem der grössten Gartenbauunternehmen der Schweiz, geschlossen. Für Spross sollte sie einerseits besonders anspruchsvolle Gartengestaltungen übernehmen und andererseits ein Fortbildungskonzept für fortgeschrittene Gartengestalter entwickeln.

Ich hatte später im Internet die Medienmitteilung gefunden, in der die beiden Beteiligten ihre künftige Kooperation bekannt gaben. Der freudig-erwartungsvolle Ausdruck im Gesicht der beiden Frauen, die sich auf dem beigefügten Bild die Hand gaben, wirkte echt. Beide, Natalie Spross Döbeli, in der fünften Generation Chefin des Unternehmens, wie die Bildlegende verkündete, und Graziella Rosengarten, freuten sich offenkundig auf eine Zusammenarbeit, die beiden Seiten Gewinne versprach.

Graziella Rosengarten hatte mir in unserem Gespräch von diesen Potenzialen richtiggehend vorgeschwärmt. Für sie bedeutete diese Zusammenarbeit die Möglichkeit, ohne unternehmerisches Risiko das zu tun, was sie am liebsten tat: anspruchsvolle Gärten gestalten. Und zudem die Chance, ein anderes Herzensanliegen auf neuen Wegen zu verwirklichen: ihr Wissen an Jüngere weiterzugeben.

Umgekehrt erhoffte sich die Firma Spross, dass etwas von ihrem Ruf als Gartengestalterin und Lehrerin abfärbe. Das hätten die, fügte Rosengarten lächelnd hinzu, gar nicht nötig, aber ihr könne es nur recht sein. Es böte ihr jedenfalls die Möglichkeit, gut bezahlt in Ruhe über Gartengestaltung nachzudenken. Dafür sei es ihr in Zürich wiederum zu laut, weshalb sie froh sei, diesen Rückzugsort im Appenzellerland entdeckt zu haben.

Als ich mich während des Erzählens immer besser an jenes sonntägliche Gespräch erinnerte, fiel mir wieder ein, dass sie damals angekündigt hatte, in ein paar Wochen wiederzukommen, um sich in Ruhe auf einen Vortrag vorzubereiten, den sie an der ganz nahe gelegenen Universität St. Gallen zum Thema «Gartenbau als Modell für die Unternehmensführung?» halten sollte.

Das erklärte ihren jetzigen Aufenthalt im Hirschen. Karl wies seinen Assistenten an, im Internet nach dem genauen Datum dieses Vortrags zu suchen. Tatsächlich war dieser für den Spätnachmittag des folgenden Tags gebucht, der mittlerweile längst der heutige Tag geworden war.

Karl liess es für den Moment mit der Befragung gut sein, nicht ohne vorher noch einmal nachzuboahren, was es für eine Bewandnis mit «Rosenrot» habe. Ich gab ihm nur eine Kurzversion. Die ausführlichere könne er in ihrem autobiografischen Buch «Wie mich der Garten entdeckte» nachlesen. Dort hatte ich auch erst nach unserem Gespräch auf der Terrasse von ihrem Spitznamen erfahren.

Graziella Rosengarten hatte schon als Kind jede freie Minute im kleinen Garten ihres englischen Exils verbracht. Wenn das Wetter zu schlecht war, zeichnete sie stundenlang Pläne und Skizzen von traumhaft schönen Gärten. Besonders aber liebte sie die Blumen der uralten Rosenhecke, von denen sie die ganze Saison über immer eine in ihr feuerrotes Haar steckte. Beides, die Farbe ihres Haars wie ihre Vorliebe für Rosen, brachte ihre Eltern dazu, sie Rosenrot zu nennen. Ihre Mutter hatte ihren richtigen Vornamen ohnehin nie wirklich gemocht, weil er sie zu sehr an eine potenzielle Nebenbuhlerin erinnerte, und ihr Vater, der stolz auf den Namen Rosengarten war, fand, Rosenrot erinnere zwar daran, sei aber kürzer und damit praktischer. Zudem war er ein grosser Fan der Märchen der Gebrüder Grimm, weshalb er auch das eher unbekannte Märchen «Schneeweisschen und Rosenrot» kannte und aus nicht weiter erklärten Gründen fand, der Name passe zu seiner Tochter.

Der Name war an ihr hängen geblieben, und eine ganze Zeit

lang hatte sie ihn auch als Pseudonym für ihre Veröffentlichungen verwendet, ehe sie fand, nun sei sie alt genug, um zu ihrem richtigen Namen zu stehen. In meiner Erinnerung an unsere Begegnung jedoch blieb sie als Rosenrot hängen, was mir weniger als Spitzname und vielmehr als Kosename erschien.

Karl schmunzelte und meinte, ich hätte mich ja offenbar ein bisschen in die Dame verknallt gehabt, womit er nicht völlig unrecht hatte. Bevor ich mich dazu äussern konnte, erschien ein Spurensicherer, um zu vermelden, im Zimmer der Toten sei unter einem Schrank ein iPod gefunden worden, den diese vermutlich in einer letzten Zuckung im Todeskampf dahingeschleudert habe.

Der iPod in leuchtendem Pink war etwas ramponiert, aber noch voll funktionsfähig. Der Assistent von Karl, in technischen Dingen offensichtlich bewandert, fand rasch heraus, was Graziella Rosengarten unmittelbar vor ihrem Ableben gehört hatte: den Song «Rosenrot» aus dem gleichnamigen Album der deutschen Rockgruppe Rammstein. Ihr zweiter Name war ihr also doch nähergelegen, als sie öffentlich verkündet hatte.

Von: info@aceraceae.biz
Betreff: Liegenschafts Kauf
Datum: 19. Juni 09:17:06 MEZ
An: direktion@spross.com

Sehr geehrte Frau Spross Döbeli

Darf ich davon ausgehen, dass Sie schon gehört haben, was heute Nacht in Ihrer Baumschule in Binz geschehen ist? Ihre Mitarbeiter dürften nicht schlecht gestaunt haben, als sie in der riesigen, mit Buchsbäumen bepflanzten Fläche hässliche Löcher entdeckt haben.

Ja, ich kann Ihre Vermutung bestätigen: Die Löcher stammen von Flammenwerfern. Meine Mitarbeiter haben ganze Arbeit geleistet. Und präzise. Auf dem Bild, das sie vom Ergebnis der Aktion gemacht haben, kann man es deutlich sehen.

Nur für den Fall, dass Ihre Leute vor lauter Übereifer, den Schaden möglichst rasch zu beseitigen, um ihn vor den bald zu erwartenden Besuchern zu verheimlichen, ihre Dokumentationspflicht vernachlässigt haben sollten: Die Brandlöcher in den Buchsbäumen bilden ein deutlich sichtbares Muster. Genauer: einen Buchstaben. Noch genauer: ein K. Dieser Buchstabe steht, Sie werden es längst erraten haben, gnädige Frau, für Karpatenstrasse. Was ich damit will und wie ich diesen meinen Willen durchzusetzen gedenke, habe ich in meinem letzten Mail zweifelsfrei klar genug formuliert.

Nur eines noch: Es kann zu Ihrem Schaden nicht sein, wenn Sie die unendliche Weisheit des geflügelten Wortes beherzigen: Wer nicht hören will, muss fühlen.

*Hochachtungsvoll
Aceraceae AG, Amanda Raggenbass*